

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.  
(Fortsetzung.)

Der Justizrat lächelte distret. Noch wußte die gute Ulrich nicht, um was es sich handelte, und schon schwang sie die Siegesfahne. Aber das sah ihr ähnlich; sie war ja nicht nur Berlinerin von altem Schrot und Korn, sie war überhaupt deutsch bis in alle Fasern und Gedanken hinein.

„Natürlich siegen wir,“ sagte er beschwichtigend, „obwohl es mit den Russen gar nicht so einfach werden wird. Sie sind gegen uns das, was der Riese Goliath gegen den kleinen David war.“

„Und doch erschlug David den Riesen!“

„Ja, ich weiß. Wenn nun aber auch England gegen uns ginge?“

„England? Gegen uns? Herr Justizrat, Sie sind nicht bei Trost!“

Kurzus seufzte, aber er schwieg; seine Zeit war immer gemessen, und zum Kamegießern war ja wohl Frau Ulrich nicht hergekommen.

Sie wollte eben von ihren Angelegenheiten anfangen, da klopfte es, und gleich darauf trat Heinz Riethling in die Tür.

Er verbeugte sich und stammelte, scheinbar verlegen: „D, entschuldigen Sie, Herr Justizrat — ich dachte Sie noch allein zu finden.“

„Guten Tag, Herr Referendar!“ rief ihm Frau Ulrich gemüthlich zu. „Kommen Sie nur näher, ich habe noch eine Weile Zeit.“

Sie kannte den hübschen jungen Mann, da er schon mehrmals bei Notariatsakten und dergleichen mitgewirkt hatte.

Er eilte auf sie zu, küßte die dargereichte Hand und fragte die gute Frau an, die eine so schöne Gesellschaftlerin und so fürchtbar viel Geld hatte.

„Nun, was gibt's noch, Herr Kollege,“ fragte Kurzus ihn.

„Es ist noch der Schriftsatz gekommen, über den wir vorhin sprachen; soll ich ihn gleich beantworten oder bleibt es bis morgen?“

„Nangen Sie, bitte, damit an, ich spreche nachher noch weiter darüber mit Ihnen.“

Der Referendar zog sich zurück, und Frau Ulrich rückte nun mit der Sprache heraus.

Der Justizrat nickte ein paarmal, ließ sie ihr Herz ergiebig anschlütten und zog dann einen Bogen Papier näher heran.

„Also ein neues Testament?“ sprach er. „Das ist ja sehr erfreulich, Frau Ulrich, daß Sie nun Blutsverwandte gefunden haben; und es ist nicht mehr als recht und billig, daß Sie Ihre Rechte bedenken wollen. Auch ist die Sache sehr einfach. Ich denke, wir machen jetzt einen Entwurf, den

ich Ihnen mitgebe, und Sie überlegen sich das Ganze noch einige Tage oder Wochen — man muß dergleichen natürlich nicht überstürzen.“

„Aber ich bin ganz entschlossen, Herr Justizrat.“

„Gut, um so besser. Trotzdem bitte ich Sie, erst nur den Entwurf mitzunehmen, den wir gleich durchsprechen können. Und damit Sie ganz beruhigt sind, gebe ich Ihnen auch gleich das frühere Testament mit, und Sie können es verbrennen. Dann werden Sie, sobald Sie nur wollen, wieder zu mir kommen, und mit einem Federstrich ist es dann vollzogen, nicht wahr?“

Sie sprachen eine Stunde ruhig und eingehend, während Kurzus dabei mit geübter Hand niederschrieb, was sie besprachen.

Im Nebenzimmer sah Heinz Riethling regungslos und lautlos an seinem Schreibtisch und hörte jedes Wort; denn er hatte vorhin aus Versehen die Tür nicht ganz fest eingeklingelt.

Als Frau Ulrich fortging, und Kurzus sie höflich bis auf den Flur begleitete, drückte Riethling vorsichtig und leise die Tür zwischen den beiden Zimmern wieder zu.

Er war etwas zerstreut, als nachher der Justizrat noch mit ihm den neuen Schriftsatz besprach, aber der alte Herr achtete nicht besonders darauf. Er legte keinen großen Wert auf die Arbeit seiner Referendare, denn er wußte, daß die wichtigen und verantwortungsvollen Dinge doch immer von seinem alten, getreuen Bureauvorsteher erledigt wurden, und nicht von den eleganten, jungen Rechtsbefähigten, die er zuweilen beschäftigte.

In Riethling aber wirbelten die Gedanken durcheinander.

Die Enthüllung, die ihm hier so überraschend geworden, bedeutete für ihn eine unerhörte und blendende Glücksmöglichkeit.

Das entzückende Mädchen, dem er „zu tief in die Augen geschaut“, wie er sich mit plötzlich poetischer Färbung ausdrückte, dieses goldblonde Geschöpfchen, das war nun auch noch zu alledem eine grandiose Partie? Sollte die Universal-erbin der reichen Ulrich sein?

Da müßte ja die ganze Welt aus den Augen gehen, wenn er sich das nicht zunutze machte! Heinz Riethling, deine Glücksstunde hat geschlagen! Jetzt oder nie machst du den großen Treffer, dem du schon so lange nachjagst!

So zuckte und klang es dem schönen Riethling durch Kopf und Sinn, als er nach Bureauausfluß seiner Wohnung zustrebte.

Er wollte sich dort nur umziehen, beileibe nicht etwa philisterhaft dortbleiben. O nein! Wozu war man in Berlin, wenn man sein Leben nicht genießen wollte?

Aber bevor er untertauchte in dem trüben Strom des „Lebensgenusses“, wie er ihn verstand, wollte er doch noch einen Weil als Probegeißel versenden.

Und er bestellte bei seinem Blumenteseranten einen lose gebundenen Strauß herrlichster Treibhausblumen — nicht

Rosen, die jetzt so pöbelhaft billig waren — und sandte sie an Fräulein Ruth Stockton im Hause von Frau Karoline Ulrich.

In dem Strauß steckte ein weißes Kärtchen, auf dem mit schlanker, weit auseinandergezogener Handschrift stand: „Einen Gruß von Ihrem unverbrüchlich ergebenen Sklaven.“

Er fügte keine Unterschrift hinzu, denn er wußte, sie mußte seine Handschrift erkennen; hatte er doch an das Haus Otter eine beträchtliche Anzahl von Zuschriften, meistens Bestellungen, gerichtet, die alle der Empfangsdame vorgelegen haben mußten.

Aber das ließ er sich nicht träumen, daß Ruth, als sie am Abend den Strauß mit der Karte vorfand, ihn mit einem unmutigen Runzeln der schwarzen Augenbrauen dem Stubenmädchen schenkte und dazusetzte:

„Ein andermal nehmen Sie, bitte, keine Blumen für mich an, von wem sie auch kommen mögen. Es hat mir niemand Geschenke zu machen, und ich nehme keine an.“

14. Kapitel.

Krieg!

Krieg, Krieg, Krieg!

Es schrillte und donnerte durch die Lande, das grausige Wort und schlug wie Donnerkeile in jedes Haus ein.

Mit wahnwitziger Schnelligkeit war alles gekommen, und fast begriff es ein langsamerer Verstand nicht, daß dies alles keine wüste Phantasie, daß es dunkler, drohender, grauenhafter Ernst war.

Die Mobilmachung hatte in wenigen Tagen das ganze Land, die ganze Menschheit verändert, und ein Fieber, ein Feuer und ein Zittern der Erregung und der Begeisterung durchjagte jedes Menschen Brust.

Weinend war Frau Ulrich ihrer jungen Gefährtin um den Hals gefallen und hatte sie an sich gedrückt.

„Ach, du mein Herrgott im Himmel! Ach, du allmächtiger Vater! Ruth, welch Unglück, welch Elend, welch Jammer und Gram und Elend und Leid wird kommen!“

„Liebe, liebe Frau Ulrich, weinen Sie doch nicht so! Das kann ich ja gar nicht aushalten!“

Und Ruth ließen selbst die klaren Tropfen über die Wangen, doch nur aus Mitgefühl, nicht aus eigenem Schmerz.

Frau Ulrich richtete sich auf, trocknete sich die Augen und rief:

„Aber, mein Herz, Sie begreifen wohl gar nicht, daß es Sie ebenfalls angeht? Muß denn Kütow nicht mit?“

„Mit? Mit in den Krieg? Aber er ist doch nicht Soldat.“

„Nicht? Ist er nicht Deutscher?“

„Ja, o ja.“

„Dann, mein armes Kind, muß er auch mit. Er ist doch nicht krank? Ich habe ihn ja gesehen — ein Hüne!“

„Er hat auch gedient, er sagte es einmal — ich verstehe freilich nichts davon, weiß auch nicht wo — aber er hat dann den Dienst aufgeben müssen, weil er am Fuß irgend etwas hatte. — Ja, jetzt fällt mir das Wort ein — „garnisondienstfähig“ hieß es.“

„So, so. Nun, wir wollen es abwarten — er wird sicher von sich hören lassen — haben Sie denn während der Mobilmachung keine Nachrichten von ihm gehabt?“

Ruth wurde ganz blaß.

„Nein — das heißt — wir schreiben uns ja nicht viel. Er wird doch nicht — er wird doch nicht —“

Sie sprach nicht weiter, doch ein Blick in Frau Ulrichs Augen antwortete ihr genug.

„Natürlich wird er“, sagte dieser Blick. „Und das ist so selbstverständlich. Störe ihn nicht, laßt ihn tun, was jeder Deutsche jetzt tut.“

Ruth ging verwirrt auf ihr Zimmer.

Sie hatte auch Therese Berber während einer Reihe von Tagen nicht gesehen und hätte sie doch jetzt sofort gern gesprochen.

Wie in einem vorübergehenden Wilde fiel ihr der Tag ihres gemeinsamen Ausfluges ein, als Therese die Arme ausgebreitet und gerufen hatte: „O Welt, o Heimat, o Vaterland!“

Etwas Heißes, Fremdes stieg in ihrem Herzen auf. Neulich hatte Frau Ulrich gesagt, daß in ihr, in Ruth, die deutsche Abkunft ihres Vaters ganz sicher zu erkennen sei; es werde wohl gar nicht so weit her sein mit dem Amerika-

nerium des Vaters, zumal dieser doch lediglich nach Deutschland gekommen sei, um dortige Verwandte aufzusuchen. Ob denn Ruth nicht Interesse habe, Näheres über diese Verwandten und ihre Herkunft zu erfahren?

Ja, die hatte Interesse dafür!

Das war vorgestern gewesen.

Und seitdem hatte man Truppen und nichts als Truppen durch die Stadt marschieren sehen, hin nach den Bahnhöfen, wo sie verladen wurden.

Von Stunde zu Stunde wuchs Ruths Aufregung und der Sturm der Begeisterung, der auch sie zu rütteln begann.

Frau Ulrich war wie verzaubert und verjüngt. Sie kaufte Blumen und Zigarren und Tabak und fuhr nach den Stellen, wo Truppen vorüberkamen, und dort stieg sie aus und verteilte wahllos und nimmermüde an die Soldaten ihre Gaben.

Dabei liefen ihr immer wieder die Tränen über die Wangen, wenn solch ein neues Bataillon heranmarschierte und mit hellem Gesange hinauszog in die Schlachten, auf die es brannte.

„Meine Jungens, alle meine Jungens!“ murmelte die alte Dame dann, während sie mit nassen Augen lachte und winkte. „Ach Gott, ist es nicht, als ob einem all das junge Blut gehörte? Und sieh nur, Ruth, von all den prächtigen Menschen kommt vielleicht nicht einer zurück!“

Ruth hörte es gar nicht, daß sie eben in der Erregung mit du angesprochen worden war.

„Nein, nein“, rief sie flehend, „o sagen Sie doch das nicht, Frau Ulrich! Sie ziehen so fröhlich und übermütig in den Krieg! Sie werden doch zurückkommen!“

„Mein gutes Kind, ich werde es nie vergessen, was ich hier auf dem Potsdamer Platz anno 1870 erlebte. Da hatten wir Besuch, mein Karl und ich, von einer schwedischen Dame, die uns ein Geschäftsfreund empfohlen hatte. Und sie war so etwas wie eine Hellscherin. Und sie stand hiev und sah mit uns ein Garberegiment vorüberziehen, ebenso jubelnd und frisch wie diese hier. Da nahm sie meinen Arm und flüsterte mit ganz weißen Lippen: „Mein Gott, aber was ist das, alle diese Männer haben ja Totenköpfe auf den Schultern!“ — Ja, so sagte sie. Und dann, —

dann kam von dem schönen Regiment aus einer Schlacht nichts zurück — als ein Rest von siebzig Mann.“

Frau Ulrich sagte es und reichte weiter ihre Blumensträußchen und Tabakpäckchen den Soldaten hin. Sie hatte aber acht gegeben, daß sie leise sprach und keiner der jungen Leute sie verstehen konnte. — — — (Fortsetzung folgt.)

Begegnung.

Skizze von Hanns Wohlbold (Memmingen).

Vor drei Wochen hatte Leutnant Stevenson bei Karl Langmann seinen Antrittsbesuch gemacht. Es war die einzige Niederlassung weit und breit, der einzige Europäer, mit dem man gelegentlich ein Wort reden konnte. So verlockte es sich wenigstens, ihn einmal anzusehen. Stevenson mußte nur einen Umweg von ein paar Stunden machen, da er gerade an der Grenze zu tun hatte, und Langmanns Farm lag dicht neben britischem Gebiet. Als der Engländer wieder daheim war, schwor er sich, es solle die letzte Bitte da drüben gewesen sein. Der deutsche Nachbar war ein gemessener, höflicher, sehr selbstbewußter und anscheinend energischer Mensch, aber in den zwei Stunden, während deren sich auf Langmanns Veranda ihre Zigarre bei einem Glas Sodawasser mit Whisky — Langmann trank das Sodawasser leer — rauchten, fiel, so sagte sich Stevenson aus tiefer Seele, nicht ein vernünftiges Wort. Langmann war der schwerblütigste Bursche, den Stevenson je gesehen, ein Gräßler und ein Bäckermensch, und wenn er sich auch redlich abzuquälen schien, er brachte nichts weiter fertig, als daß er den Gast mit tiefsinnigen Weltbetrachtungen langweilte.

Heute erschien der Engländer zum zweitenmal. Aber er kam nicht mit einem einzigen Boy, sondern er hatte eine halbe Kompanie Askaris dabei. Sein Auftrag war, von Karabu aus — so hieß seine Station — über die Grenze von Deutsch-Ostafrika vorzustoßen und die Farm zu nehmen, auf der er weitere Befehle abzuwarten hatte. Seit Kriegsausbruch hatte er sich auf diesen Augenblick gefreut. Es lag ein grimmiger Hunter in der Sache. Karl Langmann hatte große Worte gemacht, er war erhaben über alles, frei von jeglichen Vorurteilen, frei von dem Haß, der andere zu Menschen und Dingen zog. Besitz war ihm nichts, Geld und Gut eine Fessel. Der Leutnant ludte in sich hinein, wenn er daran dachte, daß nun heute die Probe aufs Exempel kam. Der Deutsche konnte zeigen, was an seinen Worten war, wenn es ernst wurde.

Wie ein Garten war das Land, durch das er ritt. Wald und Savanna wechselten miteinander ab. Hin und wieder tauchte

er in das Dunkel des spärlich tauchernden Urwaldes, durch dessen grün leuchtenden Schatten nur hin und wieder ein Sonnenstrahl glühte, in dem das fette Mor, das vorzellulöse Weiß dichter gedrängter Blüten des Hauptstoffs des bunten Teppichs bildete, der sich in allen Farben über die Erde zog und der seine Ausläufer bis in die Wälder empor sandte. Dann, wenn die Stämme lichter standen, nahm plötzlich Grasland die Reiter auf, harte, hohe Büffel, die, kriechend und halb verdorrt, in Horste zusammengebrängt standen, Dornbüsch und Gestrüpp dazwischen verstreut, eine grelle Sonne darüber, die dem Auge Schmerzen bereite, und in der Ferne, hochragend in das tiefe Blau des Himmels, die zerrissenen, phantastisch-wirren Gipfel des Kilimandscharo, auf dessen höchsten Höhen die Sonne den Schnee wie Silber flammen ließ.

Stunden dauerte der Ritt, dann kam plötzlich angebautes Kulturland, Reis- und Hirsefelder, ein gleichendes Wellenfeld dazwischen, und nach wenigen Minuten hielt Leutnant Stevenson vor Karl Langmanns Haus. Kein Hindernis hatte sich ihm in den Weg geschoben, nicht einmal die Stelle, an der sie über die Grenze ritten, war ihm aufgefallen. Man hatte nicht so viele Truppen in Deutsch-Ostafrika, daß man in diesem entlegenen Gebiet Wachen aufstellen konnte.

Die Farm lag im tiefen Frieden. Ein paar Schwarze zeigten sich zwischen den Häusern, und gingen ihrer Arbeit nach. Langmann sah auf seiner Veranda und las. Er sah die Engländer kommen und legte das Buch zur Seite. Stevenson sprang aus dem Sattel. Seine Soldaten hielten die Gewehre schußbereit im Arm. Der Aufsieder stand langsam auf.

Er war von mittlerer Größe, breitschultrig, und seine gemessenen Bewegungen deuteten auf große körperliche Gewandtheit und Kraft. Ein kurzer, edig geschnittener, dunkelblonder Bart bedeckte sein Kinn und das sonnenverbrannte Gesicht hatte seine und doch feste Züge.

Langmann nahm die kurze Holzpfeife aus dem Mund und lästete den breitrandigen Panama.

„Freut mich, Sie zu sehen, Leutnant Stevenson,“ sagte er höflich. Der Leutnant lächelte und überfah die Hand, die ihm der andere entgegenstreckte.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Zunächst bitte ich Sie um etwas zum Trinken.“

Er ließ sich auf den nächsten Hochtisch fallen und wuschte den Schwweiß von der Stirn.

„Der Satan hat mich in diesen Glutofen gelockt,“ höhnte er; „ich wollte, ich säße in London, wo es jetzt bald schneien wird.“ Der Deutsche hatte ihm ein Getränk zurechtgemacht, und er trank das Glas auf einen Schluß leer.

„Sie erinnern sich wohl, als Sie hier waren?“ fragte er und zündete eine Zigarre an. Auch Langmann hatte die Pfeife neu gekauft. Der süße Geruch des schweren Tabaks lag in der glühend heißen, regungslosen Luft.

„Ich weiß noch ziemlich genau, was wir damals gesprochen haben. Aber wollen Sie Ihre Leute nicht aus dem Sattel steigen lassen? Meine Neger können für sie sorgen.“

Einen Augenblick sah der Engländer misstrauisch in das Gesicht des Sprechenden und schien sich zu besinnen. Dann rief er einen Namen. Ein Mann kam herbei, er wurde instruiert, die Askaris hielten von den Pferden und einige Neger liefen heran, um ihnen den Weg zu den Ställen zu zeigen.

„Ihr Standpunkt von damals,“ fuhr Stevenson fort, „den Sie ohne Zweifel auch heute noch einnehmen, erleichtert mir meine Aufgabe, die sonst einiges Beilich: hätte, ganz wesentlich. Sie sind ein Philosoph, Ritter Langmann,“ — ironisch kniff er das eine Auge etwas zusammen, — „und es gibt nichts, was Ihnen unüberwindlich scheint. Dies alles hier, Haus und Hof,“ — er beschrieb mit der erhobenen Rechten einen Halbkreis, — „ist Ihnen nichts. So sagten Sie doch — oder wie war es wohl?“

Karl Langmann sah den Offizier einen Augenblick ins Gesicht, dann blickte er zum Kilimandscharo hinüber. Der Tag neigte sich seinem Ende zu, die weiße Kuppe des „Geisterberges“ glühte in rosigem Schein, und ein Adler zog hoch oben im Blau seine Kreise.

„So ähnlich war es, Leutnant,“ sagte er. „Sie sprachen, wenn ich nicht irre, davon, daß Sie das, was Sie in Europa aufgegeben haben, so sehr vernachlässigen, daß Sie bereuen, hierher nach Afrika gegangen zu sein, und Sie fragten mich, wie ich es in dieser Hinsicht hielte.“

Stevenson nickte. Der Ausdruck der Ironie wich nicht von seinem Gesicht.

„Ich sagte Ihnen,“ fuhr Langmann fort, „daß wir über alle Dinge hinauszugehen und von allem frei werden müssen. Darin besteht die Entwicklung, die wir im Leben durchzumachen haben. Wir müssen uns loslösen von allem, lernen, alles zu entbehren. Das ist notwendig, so lange etwas uns hält, so lange es etwas gibt, das uns notwendig, für das Glück unseres Daleins bestimmend erscheint. Frei werden von Menschen und Dingen — loslassen.“

„Das nun lezten,“ sagte Stevenson.

Der Bilsener nickte. „Das nun lezten. Auch von dem Gange am Leben müssen wir frei werden. Es ist nichts — wie alles andere.“

„Und heute noch stehen Sie auf diesem Standpunkt?“

„Immer!“

„Es erleichtert mir dies, wie ich schon sagte, meine Aufgabe sehr wesentlich. Ich habe den Befehl, diese Farm zu zerstören und Sie selbst wegen Spionageverdachts zu erschließen.“

Es war stiller geworden, die kurze Dämmerung hatte sich zur Nacht gewandelt. So konnte Stevenson nicht erkennen, was für ein Gesicht der Deutsche zu seinen Worten machte. Aber die Antwort ließ nicht auf sich warten.

„Ich bin frei, innerlich, wie ich Ihnen schon sagte, Stevenson. Es ist keine Theorie, die ich zum besten gab, um Sie zu verblüffen. Ich berge mich nicht vor den Dingen und mache mich nicht zu ihrem Sklaven. Nicht einmal zum Sklaven des Lebens. Das, Leutnant, ist Herrenrecht. Aber Sie scheinen mich für einen Narren zu halten, wenn Sie glauben, daß ich mich trotzdem einem britischen Leutnant füge. Ich interviere mich den Dingen nicht, aber ich leiste sie, wie es mir paßt. Das ist nur konsequent. Wer sich frei gemacht hat, der weiß auch seine Freiheit zu wahren.“

„Sie sind nicht mehr frei. Da draußen stehen hundert Askaris.“

„Und hier sitzen Sie!“ — Die Antwort kam rasch und Karl Langmann beugte sich über den Stuhl seitwärts, wo er auf einem kleinen Tischchen, das dort stand, etwas suchte.

Der Mond kam über die schwarzen Wälder. Die Schneehöhen des Kilimandscharo leuchteten wie Silber und auf der Veranda wurde es hell.

Langmann stützte den Ellbogen auf den Tisch und streckte den Unterarm senkrecht empor. Er hielt eine Kugel zwischen den Fingern.

„Ich war auf Ihr Kommen vorbereitet, Stevenson. Das hier macht mit uns beiden Schluß, wenn es mit meiner Hand entgleitet. Ich habe diese Dinger im Hause, denn in der Wildnis muß man auf alles gefaßt sein.“

Stevenson sprang auf.

„Reiben Sie sitzen. Wenn Sie eine Bewegung machen, laße ich die Bombe fallen. Ich schwöre es Ihnen, Stevenson. Sie sind in meiner Hand.“

„Es gilt uns beiden!“ sagte der Brit.

„Sie wissen, ich kann loslassen. Das Leben, wie alles andere — wie weit Sie damit sind, weiß ich nicht.“

Eine Minute lang schwieg der Leutnant.

„Und was wollen Sie denn von mir?“ fragte er endlich mürrisch.

„Rufen Sie Ihre Leute und befehlen Sie ihnen, heim zu reiten. Aber sagen sie kein veräberliches Wort. Es ist mir ernst.“

Der Engländer rief einen Namen. Seine Soldaten lagerten hinter dem Hause, und ein weißer Sergeant kam herbei.

Stevenson gab seine Befehle.

„Ich werde auch mit einer Viertelstunde folgen,“ sagte er.

Fünf Minuten später saßen die Askaris im Sattel. In langem Reihre trabten sie durch die wunderbarste Wildnis. Man konnte sie weithin mit dem Blick verfolgen auf ihrem Weg durch das hohe, harte Gras, das fast bis zum Sattel reichte.

Eine Viertelstunde lang fiel auf der Veranda kein Wort. Dann erhob sich der englische Offizier.

„Nun kann ich ja wohl gehen,“ sagte er wütend.

Auch Langmann stand auf.

„Leben Sie wohl,“ sprach er.

Der andere erwiderte nichts. Ein Neger brachte sein Pferd, er schwang sich in den Sattel.

„Diesmal sind Sie der Sieger,“ sagte er höhnisch. „Aber ich bin wieder da, eh Sie sich's noch versehen. Dann vertauschen wir die Rolle.“ Er wandte sein Pferd und sprengte davon.

Langmann rief seine Leute zusammen und hieß sie, Reittiere für jeden einzelnen aus dem Stall zu ziehen, alles andere Getier hinauszutreiben. Hier war für keinen eine Stätte mehr.

Als Leutnant Stevenson nach einer halben Stunde scharfen Rittes durch den Urwald auf eine Höhe kam, die ihm, über schwarze Wälder hinweg, auf denen silbernen der Mondschein lag, einen weiten Ausblick öffnete, hielt er sein Pferd an und wandte sich um.

Dort, wo Langmanns Farm lag, war der Himmel rot von einem gewaltigen Feuer, dessen Flammen hoch aufsteigend, von schwarzen Rauchschwaden umhüllt, über die Wälder zogen.

## Ein deutsches Kriegsbuch aus dem 16. Jahrhundert.

Das Erleben dieses Krieges fordert unwillkürlich wieder zu Vergleichen mit der Kriegführung vergangener Zeiten heraus, und darum ist es nicht vermerktlich, daß neben den modernen Kriegsbildungen auch den Kriegsbüchern vergangener Jahrhunderte ziemlich allgemeine Beachtung zuteil wird. Auffallend wenig wurde ein Werk besprochen, das als das umfassendste deutsche Kriegsbuch des 16. Jahrhunderts eine Sonderstellung einnimmt und auch neben der Persönlichkeit seines Verfassers, ungewöhnliches Interesse beanspruchen darf. Es ist das Kriegsbuch des „berühmten kaiserlichen Majestäts Provisoriums und Bürger zu Ulm“ Leonhard Fronsperger, über das Otto Ernst Sattler im nächsten Heft der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift Ueber Land und Meer berichtet. Der

Verfasser, in den Chroniken manchmal auch Dienhard Fronspurger oder Fronspurger genannt, war zweifellos einer der bedeutendsten deutschen Militärchriftsteller des 16. Jahrhunderts. Er wurde im Jahre 1520 zu Ulm geboren und nahm schon in jungen Jahren an den Belagerungen von Marielle und Dien teil. 1552 wurde er Bannmeister im kaiserlichen Heer in Frankreich, 14 Jahre später ward er zum Feldgerichts-Schultheiß ernannt, um schließlich als kaiserlicher Provisionar in seine Vaterstadt Ulm zurückzukehren, wo er sich mit Ulm als Militärchriftsteller betätigte. Sein bedeutendstes Werk, von dem hier die Rede ist, wurde 1565 „bei Georg Raben in Verlegung Sigmund Feyerabendts und Simon Dütters zu Frankfurt am Main“ in Druck gegeben und erhielt den langatmigen Titel eines Buches, das handelt: „Von kaiserlichen Kriegsrechten, Mafesiz- und Schuldhändeln, Ordnung und Regiment samt derselben und anderen hoch oder niedrigen Befehl, Bestallung von Heutern zu Ross und Fuß, von Geschütz und Munition, in Zug- und Schlachordnung, zu Feld, Berg, Tal, Wasser und Land und so weiter. Ingerichtet dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten, Unüberwältigten Fürchen und Herrn, Herrn Maximiliano dem andern, erwählten Römischen Kaiser usw., zu alten Zeiten Meyer des Reichs, in Germanien und zu Ungarn und Böhmen König, Erzherzog von Oesterreich, Herzog zu Burgund, Brabant und Württemberg, Grafen zu Tirol usw., meinen allernädigsten Herrn!“ Ergänzt durch technisch wertvolle Bildbeigaben des Kupferstechers Jost Amman, gewährt das drei Bände umfassende Werk einen tiefen Einblick in das Heereswesen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sowohl vom Standpunkte der Organisation als von dem des damals gebräuchlichsten Kriegsmaterials. Eingangs wird die „Gerichtsordnung“ mitgeteilt, der die Landstrecke unterstanden, das damalige militärische Aufsehen mit seinen Eiden und Strafen erzählt eine gewisse schillernde Schilderung. Weiter berichtet Fronspurger über die Ausbildung, Werbung, Mäherung, Zusammenstellung und Einteilung der Heere, über die Einrichtung von Feldlagern, die strategischen Einzelheiten bei der Belagerung einer Stadt usw. An die Grundzüge des Belagerungskrieges, denen eine Betrachtung über Schiffsausrüstungen und Seeschlachten vorausgeschickt ist, schließen sich Auseinandersetzungen über die Befähigung zum Heeresführer, Erhebungen der Beschaffung der Artillerie, der Anlage von Warenlagern und Feldlagern. Eine geradezu verliebte Sorgfalt verwandte Fronspurger auf die Beschreibung des Geschützwehens seiner Zeit. Er erzählt von der „Scharmeße“, mit der man 100 Pfund schiefen konnte, von dem eine Ladung von 75 Pfund schließenderen „Bajonist“, andere Geschütze waren die „Nachtigall“, die „Singerin“, die „Quartana“, die „Polstlanze“, der „Scharfentule“, die „Sau“, der „Wise“ und die „Kallana“. Nimmt man noch die Ausführungen über Wehrrückstände, Minen und Feuerwerkkörper hinzu, so ergibt sich das mit seltener Genauigkeit ausgeführte Gesamtbild einer vier Jahrhunderte zurückliegenden Kriegstechnik, die unsere heutigen Kriegsmaschinen hinsichtlich der Zahl ihrer Mittel kaum nachstand. Schließlich erwähnt Sutter noch die Charakteristik der einzelnen Chargen, deren Bedeutung und Pflichten vielfach in Reimen mitgeteilt werden. So sagt der Wachtmeister von sich:

Der Wachtmeister bin ich genannt,  
Dem ganzen Heereszug wohl bekannt.  
Wo ich ein find zu Tag und Nacht,  
Vergiß die Lösung, hält nicht Wacht,  
Dem in ich mein Federpfeil (am) weisen,  
Dah er der Wacht nicht wird vergessen.“

Die Pflichten der „Bäcker und Trummelschläger“ findet Fronspurger in den Versen:

„Därm zu schlagen, Forderung und  
Sont Befehle dem Feind machen kund,  
erichten wir's redlich und recht;  
Des werden wir geliebt von dem Feind.“

Die Beschäftigung mit diesem außerordentlichen Werke regt schließlich die Frage an, ob auch das 20. Jahrhundert einen Mann von der besonderen Art Fronspurgers finden wird, der fähig ist, das Buch des Weltkrieges zu schreiben.

**Büchertisch.**

— Mittel-Europa, Mitteilungen des Arbeitsausschusses für Mitteleuropa. Zur Förderung enger politischer Arbeit im mitteleuropäischen Sinne gibt der von Friedrich Naumann gegründete Arbeitsausschuss für Mitteleuropa vom 1. Juli an eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Mittel-Europa“ heraus. Der literarischen Vertretung des Arbeitsausschusses gehören neben Friedrich Naumann der hochverdiente frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherr v. Redenborg, der Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Eugen Schäfer, der Arbeitserfasser Robert Schmidt an, also führende Männer verschiedener parlamentarischer Parteien. Die Schifflitung liegt in den Händen des bekannten Mitarbeiters von Naumann, Dr. Walter Schott. Die Zeitschrift stellt sich die Aufgabe, durch gründliche Behandlung der

einschlägigen Einzelfragen auf eine möglichst schnelle Entscheidung über alle die Punkte hinzuwirken, die nach vor Beginn der Friedensverhandlungen hinsichtlich der mitteleuropäischen Politik zu verhandeln sind. Das erste Heft enthält einen Aufsatz von Friedrich Naumann: „Wer macht Mitteleuropa?“, ferner „grundzügliche Bemerkungen“ eines besonders erfahrenen praktischen Politikers „zu den wirtschaftlichen Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn“, dann einen Aufsatz von Dr. Gustav Stolper (Wien) über „Form und Inhalt des mitteleuropäischen Wirtschaftsbandes“. Eine Chronik wird in jedem Heft die Ereignisse auf dem Gebiete der mitteleuropäischen Politik anmerken und erläutern, auch werden die mitteleuropäischen waffenbrüderlichen, politischen und wirtschaftlichen Verbände ihre Mitteilungen in der Zeitschrift veröffentlichen.

— Unser Reformator Dr. Martin Luther. Von Dr. Paul Kaiser, Barer an St. Matthäi zu Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Das Jubiläumsjahr der Reformation hat uns trotz Krieg und Kriegsgefahr schon jetzt eine reiche Literatur beschieden, die manches gute und lesenswerte Buch über Luther und seine Zeit aufweist. Besonders hervorgehoben zu werden verdient das oben genannte kleine, reich ausgestattete Werk, das der bekannte Leipziger Kanzelredner für unsere Jugend und das deutsche Haus geschrieben hat. In klarer, anschaulicher Sprache, die auch dem Denken des Kindes verständlich ist, schildert er den Lebensgang unseres Reformators, immer die Hauptmerkmale seines Lebens und Wirkens besonders kennzeichnend. Die dem Buche beigegebenen Bilder sind zweckmäßig ausgewählt und ausgezeichnet wiedergegeben, so daß sie das Verständnis der weit zurückliegenden geschichtlichen Vorgänge wesentlich erleichtern. Bei dem geringen Preis wird das Buch leicht Eingang in das evangelische deutsche Haus finden; es kann zur Anschaffung warm empfohlen werden.

**Giesener Hausfrauen-Verein.  
Kochanweisungen.**

**Graubenaufkaut mit Gemüse.** 250 Gramm gemahlene Graubenaufkaut werden in Salzwasser mit einem Brühwürfel angekaut und über Nacht in die Abkalt gestellt. Diese Masse wird abwechselnd mit irgendeinem fertigen Gemüsehaut wie gelbe Rüben, Spinat oder Erbsen in eine mit Fett ausgestrichene Form gegeben, 1-2 Eier mit Milch verquirl darüber gegossen und ¼ Stunden gebaden.

**Pfannkautenteig** wird mit weichgelohten Erbsen vermischt und gebaden.

**Nirschenaufkaut.** 250 Gramm Haserfloeken werden eingeweicht, die oben treibenden Schalen abgelesen nachdem der Haser sich gesetzt hat, dann angekaut und in die Abkalt gestellt. Später mit 2 Eiern, etwas Milch, Zucker und 2 Pfand Nirschen vermischt und im Wasserbad gekaut oder in der Aufkautform gebaden.

**Kalteschale von Buttermilch.** Man gibt in die Buttermilch geriebenes, mit Zucker geröstetes Brot.

**Mittel zum Frischhalten von Eiern.** Man reibt frische Eier mit Fett oder Speckhaut ein, wiederholt dies nach kurzer Zeit nochmals, stellt sie aufrecht auf ein Eierbort. Nach Verlauf von einiger Zeit dreht man sie um. So behandelte Eier halten sich ein ganzes Jahr lang frisch.

**Scherzrätsel.**

(Aus einem Schützengraben vor Opern).

Mit i ist's stark und mächtig  
Und wird zum Siege dringen.  
Mit o oft bunt und prächtig,  
Kann Schütz und Behagen dringen.  
Mit e kann's niederträchtig  
Die größten Bissen verschlingen.

Hans Sch.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Skatenaufgabe in voriger Nummer.  
Kartenverteilung.

V. abeB, bA, D, 7; aA: cA, D, 8.  
M. a10, K, D, 9, 8, 7; dA, 10, K, 9.  
H. dB, b 10, K, 9, 8; c10, K, 9, 7; dD  
Skat: d8, 7.

Spiel:

1. VcB, a7, b8; 2. VbB, a8, b9.  
3. VaB, a9, bK; 4. Vb7, dA, b10 (-1);  
5. HeK, cA, d9; 6. VbD, d10, dB (-15);  
7. HdD, c8, dK (-7) 8. MaD, c7, aA  
9. VbA, aK, c9 10. VcD, a10, c10 (-23)  
Damit haben die Weaner 65 erreicht.